

ROTZ

von >Véronique Verdet

Illustrationen >Undine Löhfeld



Das Pfeifen in seiner Brust verwandelt sich in ein lautes Rauschen, wandert nach oben. Nichts zu machen. Es muss raus. Er hustet, pürt wie der Schleim auf seiner Zunge landet, überlegt kurz, ob er ihn runterschlucken soll. Nein. Dafür ist der Brocken zu dick. Wäre schade drum. Er schiebt ihn mit seiner Zunge in die linke Backe. Die Masse gleitet geschmeidig in seinem Mund.

Früher einmal hat er gerne Austern gegessen. Das Aufbrechen der harten Schale, das fast unmerkliche Zucken des Tieres, wenn es die Zitrone spürt. Den salzigen Geschmack der Gischt auf der Zunge zergehen lassen. Früher einmal war er in ausgezeichneter Schwimmer gewesen. Früher.

Ans Meer kommt er nicht mehr. Es ist zu weit. Er würde lieber am Meer sterben. Manchmal stellt er sich vor, das Pfeifen in seiner Brust wäre das Rauschen des Ozeans vor seiner Tür. Es beruhigt ihn.

Er ist aber jetzt nicht am Meer bei seiner Großmutter, sondern hier in diesem armseligen Zimmer, und das, was auf seiner Zunge liegt, ist keine Auster. Es ist Schleim und der muss raus. Er puckt den kleinen Zeh großen Brocken auf seine Handfläche, verschließt die Hand. Dicht. Nur einen Augenblick, nur um die Konsistenz und die Wärme zu spüren.

Er kann der Versuchung nicht länger widerstehen, die Spuren aus seinem Inneren näher zu betrachten. Heute sind die dunklen Punkte wieder deutlich zu sehen. Er reibt den Schleim in seine Hand, bis er einen dieser braunen Punkte zwischen Zeigefinger und Daumen hält. Neugierig lechert er daran. Wenn es Nikotin sein sollte, dann

müsste man es doch riechen können. Nein. Mit der sauberen Hand nimmt er einen Zettel aus seinem Notizblock und drückt den grünlichen Schleim drauf. Die schmierige Hand putzt er an seiner Hose ab. In Großbuchstaben schreibt er Datum und Uhrzeit auf den Zettel. Sobald das Blatt trocken ist, wird es in seiner Kartei Platz finden.

Der nächste Hustenanfall überrascht ihn beim Schreiben. Es bleibt ihm keine Zeit, den Schleim im Mund zu behalten. Die Masse springt aus seiner Lunge direkt auf den Schreibtisch. Der Husten ist stark, seine Rippen schmerzen, seine Augen füllen sich mit Tränen, seine Lungenbläschen reißen – ja, er hört sie förmlich in seinem Brustkorb zerbrechen. Er kämpft, versucht, den Anfall unter Kontrolle zu kriegen. Dieses Mal geht es nicht. Seine Lungen drohen zu explodieren, seine Augen quellen hervor. Er ertrinkt. Er verbrennt. Er stirbt. Gebückt bleibt er auf dem Schreibtisch liegen. Sehr vorsichtig schnappt er eine kleine Menge Luft, traut sich nicht, seinen Körper zu bewegen, aus Furcht, es könnte gleich wieder anfangen. Sein Kopf ist leer. Nur noch Schmerz. Das Grollen nimmt ab, der Husten zieht sich zurück tief in sein Inneres, lässt ihn erschöpft und doch erleichtert liegen.

Er will noch nicht sterben. Nicht so. Und nicht hier in dieser billigen, staatlichen Absteige. Seit fünf Jahren lebt er hier. Seit drei Jahren weiß er, dass er Krebs hat. Er hätte nicht gedacht, dass die Krankheit ihm noch so viel Zeit lassen würde. In seinem Alter sollte sie eigentlich schneller voran schreiten. Irgendwie lebt er immer noch. Seine Hustenkartei füllt inzwischen unzählige

Zigaretenschachteln, die er ordentlich mit bunten Reißbrettstiften über seinem Bett befestigt, sobald sie voll sind. Das Pflegepersonal findet die Collage sogar ganz hübsch. Es ist nicht hübsch, es ist das genaue Abbild einer unauffhaltsamen Krankheit, die ihn fertig macht. Letztes Jahr waren die Schleimbrocken noch nicht so dick, die braunen Punkte nicht so dunkel.

Jetzt ist aber nicht der richtige Zeitpunkt, um darüber nachzudenken. Er muss den grau gestreiften Pyjama ausziehen und sich fertig machen. Die Zeit ist morgens knapp bemessen. Gleich wird die Putzkolonie das Zimmer stürmen, in Windeseile die Kissen klopfen, die Bettpfannen leeren, das Fenster kippen, mit einem dreckigen Lappen, husch, husch, über den Boden wischen und wieder verschwinden, nicht ohne laut erwähnt zu haben, dass das Rauchen im Zimmer nicht gestattet sei, und dass selbst er das wohl inzwischen kapiert haben sollte.

Er wischt mit dem Ärmel den Schleimbrocken vom Tisch ab.

Schon als kleines Kind übten die Spuren aus seinem Innenleben eine große Faszination auf ihn aus. Sein erstes Nasenbluten war eine große Freude gewesen, wenn auch die Schreie seiner hysterischen Mutter dem näheren Betrachten seines Blutes ein jähes Ende bereiteten. Sie rannte zu ihm, drehte grob seinen Kopf nach hinten, drückt ihm einen kalten, nassen Waschlappen auf die Nase und später, als die Blutung nachließ, legte sie ihm einen großen Schlüssel, der sonst über dem Kamin hing, auf den Nacken, mit dem Befehl, ihn mindestens zehn Minuten fest auf die Haut zu drücken. Das Metall war kalt, das spürt er heute noch. Er hatte nicht verstanden, warum er das tun sollte, aber seine Mutter war eine strenge Frau und er hätte sich nie getraut, ihr zu widersprechen. Der Abdruck des Schlüssels war den ganzen Tag deutlich im Spiegel zu sehen. Er fühlte sich wie eine Aufziehpuppe. Nur dass die Aufziehpuppen seiner kleinen Schwester kein Blut in ihrem Inneren hatten. Davon hatte er sich bei einigen, mit peinlicher Sorgfalt durchgeführten Obduktionen vergewissert.

Sein Blut war rot und nicht blau, wie seine Mutter immer wieder betonte. Es war dunkelrot und warm und lecker. Bevor sie zu ihm gekommen war, hatte er Zeit gehabt, einen winzigen Tropfen auf die Zunge gleiten zu lassen und zu probieren. Nicht schlecht. Von da an fügte er sich regelmäßig kleine Verletzungen mit dem Rasierer seines Vaters zu und studierte die dunkle Flüssigkeit, bevor er sie ableckte.

Schon bald waren seine Unterarme voller Kratzer. Auf die Fragen seiner Eltern antwortete er, die wilden Brombeeren im Garten oder der verwirrte Kater Romeo seien schuld daran. Er hätte gerne ein Mikroskop bekommen, doch das war seiner Mutter zu teuer. Er musste sich mit der Lupe seines Vaters begnügen.

Auch heute würde er gerne den Hustenschleim unter ein Mikroskop legen, doch wie damals muss er sich mit einer gewöhnlichen Lupe abfinden. Sein Zimmergenosse muss ein begeisterter Philatelist gewesen sein. Auf der gemeinsamen Kommode liegen drei schwere Alben. Jetzt zittert der alte Mann von Kopf bis Fuß, unfähig, auch nur für einen Augenblick seinen Körper still zu halten, geschweige, eine Briefmarke unter die Lupe zu nehmen. Selbst wenn er bemerken sollte, dass sein Vergrößerungsglas fehlt, könnte er das niemandem sagen. Der alte Mann ist ein ruhiger Zimmergenosse, schaut den ganzen Tag aus dem Fenster und sagt schon lange kein Wort mehr. Er kann nicht mehr. Die Wörter sprudeln unkontrolliert aus seinem Mund heraus, vermischen sich mit seinem Speichel, rinnen seinen mageren Hals hinunter, bilden Sätze, die keiner versteht. Eines Tages muss er das eingesehen haben. Seitdem redet er nicht mehr. Der ehemalige Briefmarkensammler schaut wie immer aus dem Fenster und nickt unablässig unsichtbaren Menschen zu.

Sein Vater war auch ein begeisterter Briefmarkensammler gewesen. Doch bei Kriegsende hatte die Mutter die wertvollen Alben im Garten vergraben, aus Angst, die Soldaten könnten sie finden und mitnehmen. Als sie die Stelle unten beim Kompost endlich wieder gefunden hatte, war es zu spät. Die Marken waren verschimmelt

und angeknabbert. Ihrem jähzornigen Ehemann hatte sie nicht die Wahrheit erzählt, als er aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam. Sie sagte ihm, sie hätte die Alben gegen Lebensmittel für die Kinder getauscht. Tatsächlich hatte seine Mutter im Laufe der Kriegsjahre oft Sachen bei den Bauern aus der Umgebung getauscht. Sie wurde jedes Mal über den Tisch gezogen. Das Tafelsilber der Familie brachte ein Pfund ranzige Butter, die Teppiche ihrer Eltern Kartoffeln und Äpfel, die Kunstbücher Möhren und Linsen, die wie von Zauberhand über den Tisch wanderten.

Der Zettel auf dem metallischen, mit Brandspuren übersäten Tisch ist noch zu glitzig, um in die Schachtel zu kommen. Er legt ihn auf die Heizung. Der Rotz ist heute etwas grünlicher als gestern. Die Ärzte prüfen regelmäßig Farbe und Konsistenz seines Hustenschleims. Doch es kommt nie etwas Neues heraus. Der Krebs chreitet voran, frisst sich durch.

Er solle das doch einsehen und endlich aufhören zu rauchen, sagen sie zu ihm.

Wozu sollte er jetzt noch aufhören zu rauchen? Das ist alles, was ihm geblieben ist. Das Rauchen ist seine Leidenschaft und die Möglichkeit, mit anderen Menschen Kontakt aufzunehmen. Sein Tagesablauf ist einfach. Er versucht so früh wie möglich im Speisesaal zu sein, damit er den Anblick der anderen Insassen beim Schlürfen des für jeden mundgerecht pürrierten Futters nicht ertragen muss. Er zwingt sich, in paar Löffel davon zu essen und macht sich dann so schnell wie möglich auf den Weg nach draußen. Bis 20 Uhr darf er sich außer Haus aufhalten. Das tut er auch. Tagtäglich seit fünf Jahren.

Doch heute kommt er nicht in die Gänge. Die Schwester hat seine Hose mitgenommen und dafür eine Turnhose auf seinen Stuhl hingelegt. So will er sich nicht zeigen. Ein alter, kranker Knacker in einer hellblauen Jogginghose, dazu die alten Straßenschuhe. Das geht nicht. Die Kleider, die er dabei hatte, als er hier ankam, sind längst weg. Sie wurden peu à peu durch neue beziehungsweise abgetragene Kleidungsstücke von Fremden ersetzt. Es widerstrebt

ihm, getragene Sachen anzuziehen. Er muss aber unbedingt bald nach draußen. Fünf Zigaretten hat er noch. Er muss raus.

Die Sonne scheint. Immerhin. Die Leute sind spendabler, wenn der Himmel blau ist.

Wenn alles bloß so einfach wäre. Wenn das ganze Leben nur eine Frage der Witterung wäre. Dann wäre er in ein sonnigeres Land gezogen. Er hätte eine Familie und wäre jetzt vermutlich ein zufriedener Großvater auf einer schattigen Veranda. Vor ihm würde das Meer rauschen, seine Frau wäre noch bei ihm. Falls es regnen sollte, würden sich die Leute freuen und, nicht wie hier, das Gesicht verschließen und die anderen Menschen als Hindernisse auf ihrem nassen Weg ansehen.

Anfangs, als er sich noch nicht traute, Fremde auf der Straße anzusprechen, hat er versucht, auf Tabak umzusteigen. Doch das mühsame Drehen im Freien, die gelben Finger, die Krümel, die seine Kleidung und sein ganzes Bett bald bedeckten, das alles war ihm zuwider.

Schnorren ist gar nicht so schwer. Er erzählt den Leuten Lebensgeschichten. Sie kommen gut an.

Besser als seine Hustenkartei. Eine Schachtel hat er einmal einem jungen Burschen, der hier für kurze Zeit gearbeitet hatte, gezeigt. Der Junge war angewidert, gar schockiert, wollte ihn überzeugen, dass so was nicht ginge, dass es ekelhaft sei, seinen Hustenschleim aufzubewahren. Es hätte keinen Sinn gehabt, ihm zu erklären, warum es wichtig war, die eigenen Spuren zu sammeln und zu katalogisieren.

Seitdem hat er nie wieder jemandem davon erzählt. Sein Zimmergenosse kriegt das zwar mit, kann es aber niemandem sagen.

Seine kleine Schwester hätte ihn mit Sicherheit verpetzt. Wie damals, als sie ihn dabei erwischte, wie er den Eiter aus einem der gelben Pickel, die sein Gesicht seit seinem zwölften Lebensjahr übersäten, auf ein Blatt Papier strich, um ihn mit Hilfe von Tesafilm zu konservieren. Sie hatte geschrien und war zur Mutter gerannt, die blöde Petze.

Die kleine Schwester würde auch über die blaue Jogginghose lachen, wie sie immer darüber gelacht hatte, wenn er die Hosen des Vaters, die ihm auch zu lang und zu groß waren, anziehen musste.

Lange her. Tot. Der Vater auch. Zu den Gräbern ist er nie gegangen. Pietät. Keine Pietät. Vater liegt in seiner Heimatstadt zusammen mit Mutter. Die Schwester mit ihrem Mann und ihren verbrannten Kindern in Italien in der Nähe der Autobahn, wo der Unfall passiert ist.

Er wird vermutlich hier auf dem kleinen Friedhof begraben werden. Aber darüber macht er sich selten Gedanken.

Jetzt muss er nach draußen, das Pensum einhalten. Er zieht den Pulli über den laschen Hosensbund, verspürt einen kurzen Schmerz, als er im Kleiderschrankspiegel die magere Gestalt in der lächerlichen Montur sieht.

Er braucht 40 Zigaretten. Die einzige wirklich Gute ist immer die Erste. Wenn der Geist noch schlaftrunken ist und die Umgebung noch nicht in ihrer ganzen Trostlosigkeit wahrnimmt, wenn er sich für einen kurzen Augenblick noch vorstellen kann, er sei bei seiner Großmutter, sie würde gleich ins Zimmer kommen und nicht eines von diesen unfreundlichen jungen Mädchen, die ihm jeden Morgen unsanft Fieber messen wollen. Doch bevor die Schwester kommt, muss er die erste Zigarette des Tages rauchen. Seine rechte Hand greift automatisch zur Schachtel. Der erste Zug brennt durch die Luftröhre, füllt seinen Kopf mit bunten Sternen. Er sinkt zurück auf das dünne Kissen.

Großmutter kommt gleich herein, öffnet die Fensterläden und sagt, wie jeden Tag:

- Ein wunderbarer Morgen, um an den Strand zu gehen. Aufstehen! Los, los!

Den ganzen Tag am Meer.

Wenn ihm kalt wurde, weil er zu lange im Wasser geblieben war, schrubte ihm seine Großmutter den Rücken, sagte, er würde bald Flossen und Schuppen bekommen, lachte so schön. Ihm wurde direkt wieder warm. Zum Mittagessen gab es meist Salatgurken mit hartgekochten Eiern,

dazu Wassermelone oder Grapefruits, die ein wenig aussahen wie die Seeigel, die er von den Felsen pflückte, um sie vorsichtig aufzuschneiden und das orangene Fleisch mit einem kleinen Löffel zu essen. Seine kleine Schwester ekelte sich immer, doch Oma freute sich sehr, wenn er sie mit seinem Fang überraschte. Einen Seeigel ließ er immer frei. Zuvor legte er ihn auf seine Handfläche und genoss das aufregende Prickeln der tausend Stacheln auf der Haut. Dabei schloss er die Augen und stellte sich vor, was sich hinter könnte. Er spürte das Kribbeln bis in den Rücken und versuchte konzentriert, das Gefühl zu verstärken. Leise verabschiedete er sich dann von dem Tier und brachte es zu den Felsen zurück.

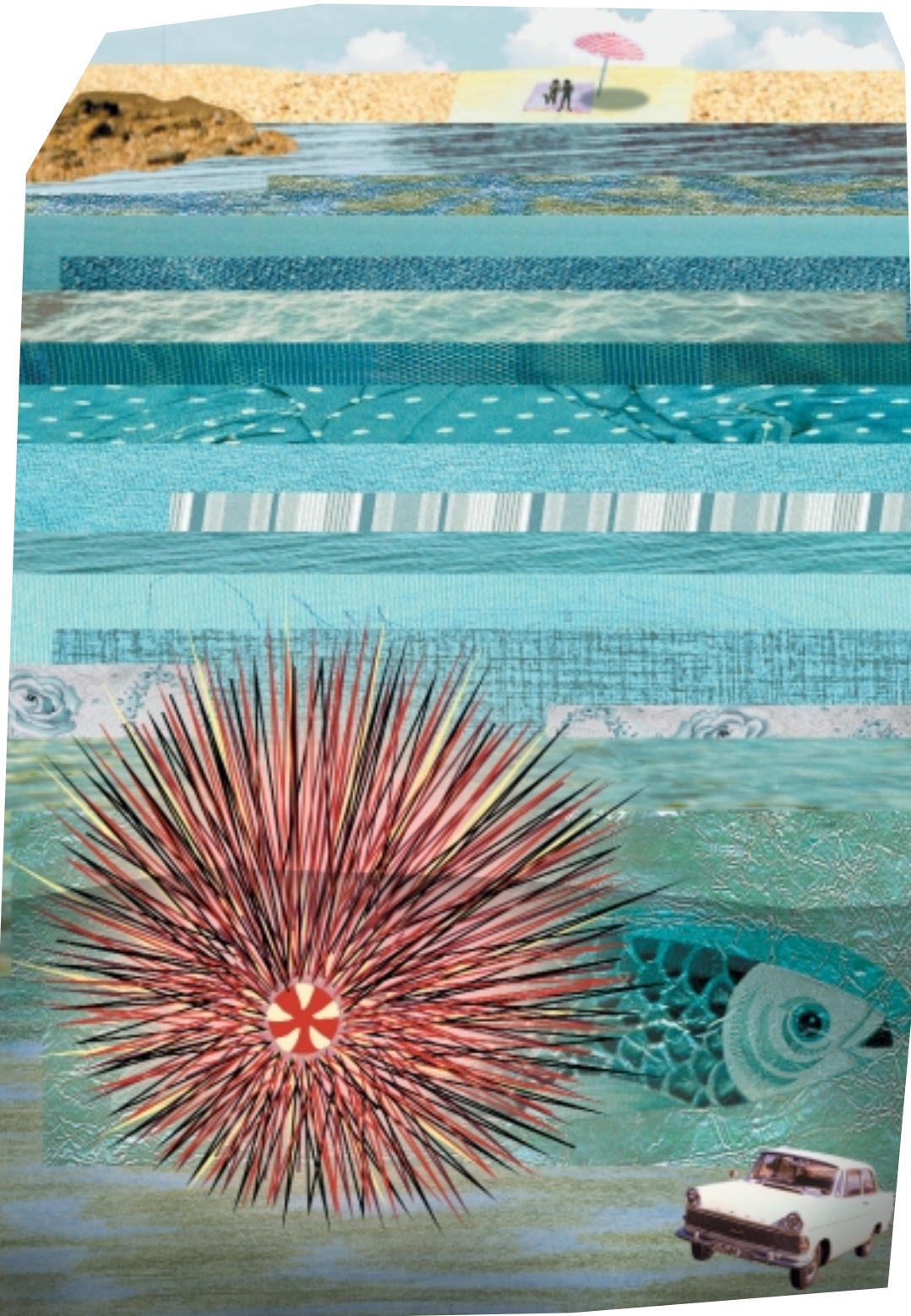
Die kleine Schwester hatte große Angst, von einem Seeigel schwanger zu werden. Im Biologieunterricht hatte sie gelernt, dass die männlichen Stachelhäuter ihre Spermien einfach durchs Wasser schleudern und sie fürchtete, mit einem weiblichen Seeigel verwechselt zu werden.

- Sie sollen nicht im Zimmer rauchen. Sie sollen überhaupt nicht rauchen!

Da ist sie schon, die mollige, rothaarige Schwester! Ihre Stimme krächzt, ihre kleinen und zu eng liegenden Augen schauen ihn vorwurfsvoll an. Sie trägt einen zu kurzen Kittel, ihre Beine sind dicklich, blaß und schlecht rasiert. Er antwortet nicht, dreht sich um, nimmt den nun trockenen Zettel vom Heizkörper und steckt ihn in seine Tasche. Sein Zimmergenosse beobachtet ihn, macht den Mund auf, erinnert sich, dass es zwecklos wäre und schließt ihn wieder.

Ohne die Schwester auch nur mit einem Blick zu würdigen, verlässt er das Zimmer. Treppe runter, schnell an den bunt bemalten Seidentüchern, an den Kunstwerken aus Wäscheklammern, an den unzähligen Wasserlilien vorbei, schnell raus hier.

Sonne. Kalte Wintersonne. Seine Augen blinzeln, für einen Augenblick ist er blind. Drei Feuerwehrautos rasen an ihm vorbei. Das grelle Licht durchdringt seine geschlossenen Lider. Die allzu bekannte, laute Geräuschkulisse füllt sei-



nen Kopf. Unschlüssig bleibt er stehen. Eigentlich würde er am liebsten zurück in sein Bett gehen, die Decke über den Kopf ziehen und versuchen, sein Leben neu zu träumen. Weit weg von diesem Haus, von diesen großen Fenstern, die er nicht einmal aufmachen darf.

Bei seiner Großmutter gab es keine Doppelverglasung, zeitweilig gab es überhaupt keine Scheiben mehr in den Fenstern. Das war kurz nach dem Krieg, bevor sein Vater aus der Gefangenschaft zurückkam. Eine schöne Zeit.

Eines Tages kam ein großer, abgemagerter Mann nach Hause und die Familie zog um. Der Vater wollte nicht bei der Mutter seiner Frau bleiben. Es hatte lange gedauert, bis er zu dem wortkargen, choleraschen Fremden „Vater“ sagen konnte. Das neue Haus war klein, marode, kalt und sehr dunkel. Es hatte kein Klo und so stand, zumindest im Winter, ein Nachtopf vor jedem Schlafzimmer, der früh morgens von seiner Mutter geleert wurde. Manchmal begegnete er nachts seiner kleinen Schwester, die ihren vollen Topf vor die Tür stellte. Der Flur stank nach Urin. Es war eklig, aber noch ekliger war es, mitten in der Nacht in den dunklen Garten zu gehen, um im Stehen, aus Angst vor dem Ungeziefer, in dem kleinen Holzverschlag sein Geschäft zu erledigen.

Ausgerechnet jetzt müsste er pinkeln. In seinem Café braucht er nicht zu gehen. Am liebsten pinkelt er unter der Dusche. Das Entleeren seiner vollen Blase unter dem Wasserstrahl gibt ihm ein Gefühl der Freiheit. Er spürt gerne die warme, gelbe Flüssigkeit auf seinen Füßen, die Erleichterung, gleichzeitig das wohltuende heiße Wasser auf dem müden Körper.

Schöner noch war es, im Meer zu urinieren. Um ihn herum bildete sich ein warmer Kreis. Für einen Augenblick war es, als ob er Herrscher über den ganzen Ozean wäre. Sein Körper nicht mehr vorhanden, die Augen geschlossen. Es war, als ob er nur Geist wäre – und frei.

Wunderschön war es am Meer. Schnell die Kleider in den Sand werfen, ans Ufer rennen und ins kalte Wasser springen. Seine Mutter und seine kleine Schwester dagegen gingen sehr vor-

sichtig mit dem nassen Element um. Sie tasteten sich langsam und meist kreischend voran, befeuchteten ihre Nacken, ihre Bäuche und ihre Gesichter. Erst dann gingen sie ein paar Schritte vorwärts. Die Prozedur dauerte ewig. Waren sie endlich im Wasser, blieben sie in der Regel nur kurz drin und schrienen, er sei wahnsinnig, es sei viel zu kalt und er würde sich den Tod holen. Anschließend versteckten sie sich, weiterhin kreischend, unter selbstgenähten, riesigen Säcken mit einem einzigen Gummizug um den Hals und tanzten den Tanz der Prüden. Sie sahen aus wie große, bunte Maden in ihren mobilen Umkleidekabinen. Als erstes fiel meistens der nasse B.H. in den Sand. Die kleine Schwester, obwohl sie noch keine Brüste hatte, bestand auf einem eigenen, von der Mutter gestrickten Oberteil. Dann legten sie sich im Schatten unter den Sonnenschirm, aßen Kekse, versuchten Preisrätsel zu lösen, kämmten sich gegenseitig das lange Haar und riefen ab und zu nach ihm. Er hörte nicht auf sie, tauchte unter. Das Wasser im Frühling war an manchen Tagen so kalt, dass sein Schädel drohte zu zerbrechen, irgendwie. Diese Schrecksekunde, einmal überwunden, ließ ihn sich wie neugeboren fühlen. Tag für Tag. Im Wasser war er frei. Sich im Meer den Tod zu holen wäre schön. Seiner Großmutter war es gelungen. Eines Morgens war sie zum Strand gegangen und nicht mehr wiedergekommen.

Er muss jetzt dringend pinkeln. Aber wo? An der mit Graffiti beschmierten Wand in der Gasse neben dem Supermarkt? Dort tun es viele. Er nicht. Nie.

Das hat ihm seine Frau hoch angerechnet. Wenn sie gemeinsam zu seiner Großmutter fahren und die ganze Nacht und den ganzen darauf folgenden Morgen unterwegs waren, hielt er sich immer solange zurück, bis eine Raststätte in Sicht war. Er wusste, wie sehr sie das Bild eines am Straßenrand urinierenden Mannes verabscheute. Es waren wunderbare Autofahrten. Sie sorgte für Proviant, Zigaretten, Musik und Unterhaltung. Er fuhr. Sie erzählte vom Vietnamkrieg, Folien-schweißgeräten im Angebot, seltsamen Fischen, die an der Ostküste Australiens aufgetaucht waren,

on einem Buch, das sie gerade las und das sie so sehr faszinierte, dass sie es ihm von Anfang bis zum Schluss nacherzählte, von ihrer Kindheit, von der neuen, zweifarbigen Mayonnaise, die sie auf die Sandwichs geschmiert hatte. Es war herrlich, mit ihr die ganze Nacht am Steuer zu verbringen, zu viel zu rauchen, zu viel Kaffee zu trinken.

Eines Nachts, sie waren fast bei seiner Großmutter angekommen, war sie gegangen. Sie lag ruhig auf dem Beifahrersitz, schien zu schlafen. Doch sie schlief nie während einer Fahrt. Er musste anhalten, sich übergeben, in die Hose pinkeln, noch mal brechen, wie als Kind im Auto, als sein Vater, trotz der Bitten seiner Mutter, die billigen Zigaretten rauchte und seine kleine Schwester und er ganz grün im Gesicht wurden und sich gegenseitig voll kotzten.

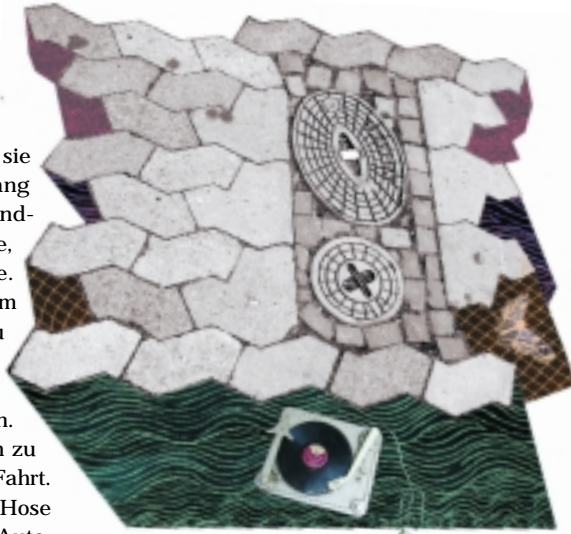
Aber in dieser Nacht war er alleine. Er hatte geschrien, seine Nase lief, blutete bald. Er bekam keine Luft mehr, dachte, auch er würde sterben neben der offenen Beifahrertür und seiner toten Frau. Einfach so. Er lag lange ohnmächtig am Straßenrand. Es wurde bereits hell, als er sich dazu entschließen konnte weiterzufahren, ohne zu befürchten, den Verstand für immer zu verlieren.

Den ganzen Winter hat er versucht, neu geboren zu werden. Jeden Morgen ist er zum Strand gegangen, um ins eiskalte Wasser zu springen, zu tauchen und die Luft so lange anzuhalten, bis sie sich wie Eis in seinen Lungen anfühlte.

Heute ist die Luft eisig. Die Kälte durchdringt seinen Schädel, schärft seine Sinne. Er spürt, wie der nächste Hustenanfall nach oben kriecht, befürchtet, seine Blase nicht kontrollieren zu können und auf die Straße zu pinkeln.

Sein Vater sagte immer, ein Mann müsse lernen, sich zu beherrschen. Darin war sein Vater ganz gut, er zeigte niemals seine Liebe, seine Freude, seine Ängste. Er zeigte nur seine Wut.

Die Kontrolle verlieren. Den Speichel seines Zimmernachbarn, während er schläft, klauen. Der dicken, rothaarigen Schwester unter den viel zu kurzen Kittel schauen und laut lachen. Dem Vater in die Eier treten, während er neben dem Auto



pinkelt, obwohl er genau weiß, wie sehr sich seine Schwiegertochter davor ekelt. Seiner Schwester die Wahrheit über den Mann sagen, der jetzt neben ihr und den verbrannten Kindern liegt.

Die Kontrolle verlieren und das spärliche Mobiliar in seinem Zimmer kaputt schlagen. Die Wasserlilien entwurzeln und an die hellblauen Wände schmeißen. Die bunt bemalten Seidentücher mit seinem Benzinfeuerzeug anzünden. Das pürierte Futter auf den Tisch kotzen. Seinen Schleim nicht mehr fein säuberlich auf Karteikarten konservieren, sondern direkt über sein Bett an die Wand schmieren. Keine Geschichten mehr erzählen. Einfach denen, die ihm keine Kippen geben, in die Fresse spucken. Die dämlichen Studenten, die bei einem einzigen Kräutertee stundenlang die besten Tische am Fenster besetzen, solange durch die Scheibe anstarren, bis sie sich schämen und den Blick abwenden. Auf die Scheibe sabbern oder gar wichsen wie der Alte, der eine Zeit lang das Zimmer nebenan bewohnte und eines Morgens über seinem Apfelmus verstarb. Den jungen Frauen anzügliche Witze nachrufen und die alten Schabracken mit Übergewicht und kleinen Schoßtieren auf ihren aufdringlichen Fischgestank aufmerksam machen. Seiner Rolle gerecht werden:

Ein alter, kranker Mann aus dem Heim zu sein, mit hellblauer Jogginghose und abgetragenen Straßenschuhen.

Ein Schnorrer.

Doch das wird er nicht tun. Nein, er wird nicht auffallen. Er will nicht einer von denen werden, die das Gespött der Leute auf sich ziehen, wie die Alte aus dem dritten Stock, die mit ihren Wutanfällen ein beliebtes Opfer bei den Kindern des Viertels ist. Sie verfolgen sie, miauen dabei wie tollwütige Katzen, bis sie fassungslos stehen bleibt und anfängt zu schreien. Ihr Gesicht wird dunkelrot, ihre Adern schwellen an, ihr Anblick gleicht der einer Besessenen. Sie brüllt los in einer für niemand verständlichen Sprache, gestikuliert mit geballten Fäusten, stampft mit den Füßen. Es ist alles, was sie tun kann. Die Kinder haben keine Angst und machen so lange weiter, bis sie schreiend die Flucht ergreift und ins Heim zurückrennt.

Die Kinder machen ihm Angst, aber er wird die Kontrolle nicht verlieren. Er wird jetzt in die

Einkaufspassage laufen, dort endlich pinkeln, genügend Zigaretten zusammenschmorren, um über den Tag zu kommen. Irgendwann heute Abend nach Hause – nach Hause! – gehen. Mit all den anderen im Speisesaal das Abendbrot herunter-schlingen. Sich in sein Zimmer zurückziehen. Die besten Hustenspuren des Tages nach Uhrzeit in die Sammlung einsortieren. Seine Medikamente schlucken. Seinem Zimmernachbar auf die Schulter klopfen. Sich in das zu weiche Bett legen. Hoffentlich schnell einschlafen. Und – vielleicht – von seiner Frau träumen.

Bald, und bis dahin muss er das alles aushalten, wird sich Blut unter die braunen Punkte in seinem Schleim mischen, dann wird seine Kartei vollständig sein, dann wird auch er endlich gehen können.